Axel Schmidt (Mannheim)

Am Rande der Praktik – Körperliche Eigendynamiken und ihre Funktionalisierung am Beispiel von Reality-TV

Abstract: Praxeologische Ansätze tendieren dazu, die Grenze zwischen bewussten- und unbewussten Handeln und akteursseitig schwer steuerbarem Verhalten aufzulösen. Hierdurch entsteht das Problem, wo die Rede von Praktiken enden sollte und wie man mit diesen Rändern konzeptionell und analytisch umgeht. In meinem Beitrag möchte ich an einem Beispiel aus einer Reality-TV-Sendung zeigen, dass und wie Teilnehmende die Grenze zwischen Handeln und Verhalten kommunikativ austarieren. Dies dient als Grundlage, um *erstens* körperlich-eigendynamische Phänomene als Nicht-Praktiken zu bestimmen und sie gleichzeitig wiederum innerhalb von Praxisgeflechten zu re-kontextualisieren, um *zweitens* den systematischen Ort kommunikativer/sprachlicher Praktiken in Abgrenzung zu rein körperlichem Verhalten zu bestimmen und um *drittens* für eine differenzierte Verwendung des Praktikenbegriffs (Differenzierung von Tätigkeitsmodi, Berücksichtigung körperlicher Eigendynamiken und strategischer Verwendungen) zu plädieren.

1 Einleitung

Obwohl Praktiken ‚in aller Munde sind‘ – wie in der Einleitung zu diesem Band formuliert wird – und das Konzept über die Disziplinen hinweg Konjunktur hat, fehlen bislang Bestimmungen, welche Arten menschlichen Verhaltens mit dem Konzept der Praktik (noch) erfasst werden können und insbesondere ob und inwiefern es sich von etablierten Grundbegriffen wie dem des Verhaltens, des Handelns oder der Kommunikation (für entsprechende Definitionen siehe etwa Linke/Nussbaumer/Portmann 1996, S. 173) unterscheidet. Im vorliegenden Beitrag möchte ich die Frage nach den *Grenzen* oder *Rändern* sprachlicher und kommunikativer Praktiken ins Zentrum stellen, indem ich aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive frage, was an menschlichen Verhaltensweisen *nicht* mehr als Praktik begriffen werden kann, da entscheidende Bestimmungsstücke wie etwa die (Unterstellung) willentliche(r) Kontrolle fehlen. Eine Konzentration auf die Ränder von Praktiken soll zu einer Schärfung des Konzepts der Praktik beitragen. Plausibilisieren möchte ich das an einem konkreten Beispiel aus dem so genannten Reality-TV, das sich besonders eignet, da sich hier – wie noch zu

zeigen sein wird – sehr verschiedene Lebensäußerungen – oder wie ich das im Folgenden bezeichnen möchte – unterschiedliche *Tätigkeitsmodi* (etwa Körperbewegungen, Emotionsausdruck, Verhalten, Handeln, mediales Inszenieren etc.) überlagern.

Im Folgenden werde ich zuerst auf der Basis einer groben Bestimmung des Praktikenkonzepts aufzeigen, dass sich immanente Spannungsfelder vor allem aus der Betonung des Körpers als ‚Träger‘ von Praktiken ergeben. Danach werde ich an einem Beispiel aus dem Reality-TV vorführen, dass und welche Grenzen für ein Praktikenkonzept zu veranschlagen sind (3.1), und wie sich diese Einsichten einzelfalltranszendierend systematisieren lassen (3.2). In Kapitel 4 werde ich den hieraus sich ergebenden Implikationen nachgehen, wobei gezeigt werden soll, dass Sprache den Gebrauch des Praktikenkonzepts vereindeutigt (4.1), wogegen eine Konzentration auf den Körper Probleme mit sich bringt (4.2), die wiederum zwingen, den Praktikenbegriff differenzierter zu verwenden (4.3).

2 Gemeinsamkeiten und Spannungsfelder des Praktikenkonzepts

Obwohl der Praktikenbegriff innerhalb sozial- und kulturwissenschaftlicher Ansätze sehr unterschiedlich gebraucht wird, lassen sich doch Gemeinsamkeiten, aber auch typische Spannungsfelder bestimmen. In der folgenden Synopse stütze ich mich hauptsächlich auf entsprechende Überblicksdarstellungen bei Bongaerts (2007, 2008), Hillebrandt (2014), Hörning/Reuter (2004), Reckwitz (2000, 2003), Schatzki/Knorr Cetina/Savigny (Hg.) (2001) und Schmidt (2012).

Auf der einen Seite betont der Praktikenbegriff die *Materialität* und *Singularität* sozialer Praktiken:

- *Materialität, Beobachtbarkeit, Öffentlichkeit*: Praktiken ereignen sich materiell (körperlich, dinglich, räumlich); sie sind im Tun verkörpert und daher beobachtbar (‚öffentlich‘).
- *Prozessualität, Situiertheit, Ereignishaftigkeit*: Praktiken werden vollzogen bzw. vollziehen sich; sie sind damit temporal strukturiert und immer nur als situierte Ereignisse zugänglich.
- *Empirischer Ansatzpunkt* ist daher zunächst das beobachtbare *Zusammenspiel materialer ‚Aktanten‘* (menschliche Körper, Dinge, kulturelle Artefakte, Technik und räumliche Gegebenheiten), so dass – folgt man Reckwitz (2003) – es erklärtes Ziel praxistheoretischer Ansätze ist, „eine scheinbare Trivialität [zu] rehabilitieren: [nämlich] dass Praktiken nichts anderes als Körperbewegungen darstellen“ (ebd., S. 290).

Auf der anderen Seite betont das Praktikenkonzept die Verwurzelung von Praktiken in *überindividuellen Wissensordnungen*:

- *Formverfestigung, Wieder-Erkennbarkeit, Regelmäßigkeit/Muster, Erfahrung/Wissen, Funktion*: Beobachtbarer Ausgangspunkt ist der Umstand, dass Praktiken eine wiedererkennbare Form zugeschrieben wird, so dass Praktiken als Regelmäßigkeiten konzipiert sind, die sich als typische Muster beschreiben lassen; allerdings zielt das Praktikenkonzept nicht bloß auf (empirische) Regelmäßigkeiten, sondern unterstellt sedimentiertes Erfahrungswissen, so dass Praktiken immer auch ein funktionaler Bezug inhäriert.
- *Routine, Habitualisierung, Problemlösung, Institution*: Soziogenetisch werden Praktiken daher als Routinen oder habitualisierte Problemlösungen begriffen, die auf der Grundlage wiederholten Handelns sowie Tradierung und Sozialisation gesellschaftliche ‚Institutionen‘ ausbilden (Berger/Luckmann 1969).
- *Selbstverständlichkeit, Kompetenz-Orientierung, Verkörperung, Praxis*: Mit ihrer Routinehaftigkeit hängt zusammen, dass Praktiken als unbewusste, diskursiv nicht oder kaum verfügbare bis hin zu grundsätzlich präreflexiven Verhaltensformen konzipiert werden, die auf der Grundlage eines ‚praktischen Bewusstseins‘ (Giddens 1995), eines ‚Habitus‘ (Bourdieu 1987) oder eines ‚*tacit knowledge*‘ (Polanyi 1966), gewohnheitsmäßig beherrscht und wissenstypologisch eher einem *knowing how* statt einem *knowing that* (Ryle 1969) entsprechen. Betont wird daher die Körperlichkeit des Wissens, dessen Ausübung ‚automatisiert‘ erfolgt, weshalb es um praktisches und nicht theoretisches Wissen geht, da Alltagshandelnde auf praktische Problemlösungen orientiert sind, welche grundsätzlich anders gelagert sind als wissenschaftliche Theoretisierungen der Praxis (Garfinkel 1967; Bourdieu 1987).

Ein spezifisches Problem, das sich hieraus ergibt, ist die Frage, wie stark der Praktikenbegriff von dem abweicht, was üblicherweise unter ‚Handlung‘ verstanden wird, also – folgt man der klassischen Definition Webers (1980) – einem Tun mit dem sich eine sinnhafte Orientierung verbindet. Oder ganz einfach gefragt: Wie weit können sich Praktiken vom Handlungskonzept entfernen, um noch als Praktiken zu gelten?

Die dem Praktikenkonzept immanent eingeschriebene Nähe zu zielgerichtetem Tun, erzeugt die Schwierigkeit, wie mit Phänomenen umzugehen ist, die hierzu einen großen Abstand aufweisen. Angesprochen sind etwa Fehltritte und Ausrutscher wie sie Goffman (1977, S. 42 ff.) beschrieben hat, aber auch unabsichtliche Handlungen (vgl. Austin 1977; Hahn 2002), Emotionsausdruck, Reflexe und instinktives Verhalten. Obwohl solche Verhaltensformen durchaus das Resultat langfristiger Habitualisierungs- und Tradierungsprozesse sein können (wie etwa Ekel, vgl. Douglas 1986; Mauss 1989) und gesellschaftliche Funktionen erfüllen

(etwa Scham, vgl. Simmel 1983), stellt sich dennoch die Frage, ob und inwiefern sie als Praktiken zu veranschlagen sind, da sie – obwohl sozial erlernt – einer willentlichen Kontrolle durch Akteure mehr oder weniger entzogen sind. Konkret gefragt: Lassen sich *Phänomene* wie Atmen, Niesen, Schwitzen, Ausrutschen, Schnarchen, Sich-Ekeln, Sich-Schämen, Angsthaben, Kranksein, Schmerzensschreie etc. als Praktiken begreifen?

Zentral für die Frage nach den Rändern von Praktiken wird damit der *Körper*, da er als ‚Träger‘ von Praktiken den meisten Praxistheoretikern (vgl. Hillebrandt 2014; Schmidt 2012; Reckwitz 2000) als *der* Ansatzpunkt praxeologischer Analysen gilt, gleichzeitig aber aufgrund seines ‚Eigensinns‘ (Barkhaus 2001) in ein spannungsvolles Verhältnis zu zielgerichtetem Tun tritt. Im Folgenden möchte ich anhand eines konkreten Beispiels aufzeigen, wie sich der Randbereich von Praktiken, in dessen Zentrum der menschliche Körper steht, ausloten lässt, indem ich den Inszenierungsprozessen innerhalb von Reality-TV-Formaten nachgehe.

3 Wo haben Praktiken ihre Grenzen?

Zwei solcher Grenzen möchte im Folgenden thematisieren: Hauptsächlich geht es mir zum einen um eine *Grenze ‚nach unten‘*, womit ich mich auf *körperliche Eigendynamiken* beziehe. Zum anderen möchte ich aber auch auf eine *Grenze ‚nach oben‘* (zumindest) hinweisen, die ich in einer *strategischen Verwendung* etablierter Praktiken sehe (siehe hierzu Abschnitt 4.3).

3.1 Einzelfall

Reality-TV – so viel sei in aller Kürze zum Genre angemerkt – entstand in den 1990er Jahren und ist versucht, durch das Arrangieren vermeintlich realer Ereignisse, Unterhaltung zu erzeugen. Trotz großer Unterschiede zwischen diversen Subgenres lässt sich Reality-TV anhand der folgenden Kriterien als gemeinsame Genrefamilie charakterisieren: Erstens folgt es einem *Wahrheitsanspruch*, zweitens ist es stark *inszeniert* bzw. *ästhetisch* überformt, drittens werden *keine Schauspieler* und *kein Skript* verwendet, viertens hat das Handeln der Akteure *reale Folgen* und fünftens steht das Genre unter einem *Unterhaltungsprimat*. Aufgrund dieser sich zum Teil widersprechenden Eigenschaften werden Reality-TV-Formate als so genannte *Genre-Hybridisierungen* behandelt. Dabei ist der Bezug auf den Körper innerhalb solcher Formate nicht nur ein willkommener Nebeneffekt, sondern er ist konstitutiv für den Selbstanspruch solcher Sendungen, (auch) Realität

zu zeigen (vgl. Klug/Schmidt 2014a). Ohne den Körper und seine Eigendynamiken gäbe es kaum Ansatzpunkte für eine Verankerung solcher Formate in der Realität, da häufig sowohl die stattfindenden Ereignisse als auch bisweilen die handelnden Personen und ihre Probleme erfunden oder zumindest arrangiert sind. Der Körper fungiert gewissermaßen als – wenn man so möchte – inszenatorischer ‚Realitätsgarant‘.

Ich möchte nun an einem Fall aus dem aktuellen Reality-TV vorführen, wie *körperliche und sprachliche Verhaltensweisen ineinandergreifen*, um zu verdeutlichen, dass die mit zunehmender Körperlichkeit von Ereignissen problematisch werdende Rede von Praktiken durch den Einsatz von Sprache entschärft wird, was wiederum ein schlagendes Licht auf die Rolle der Sprache wirft. Das folgende Transkript sowie die unten verwendeten Standbilder zeigen eine so genannte ‚Dschungelprüfung‘, in der Kandidaten ‚Dinge‘ zu essen bekommen, die in unseren Breiten üblicherweise Ekel erzeugen, wobei die Prüfung dann als bestanden gilt, wenn das gesamte Gericht restlos gegessen wurde. Im vorliegenden Fall versucht einer der Kandidaten (JS) der im Januar 2015 auf RTL ausgestrahlten 9. Staffel der Reality-TV-Show „Ich bin ein Star – holt mich hier raus!“ das ihm vorgesetzte Essen zu verspeisen:

Transkript:¹ „geht gar nicht“

Korpus: Reality-TV; Sendung: „Ich bin ein Star – holt mich hier raus!“ (RTL), Staffel 9, 12.2.2015 (Tag 12)

```
001      $(0.94)
      mg $kaut schnell, schluckt, hat Arme
      angewinkelt --->$
002 SZ SIEBEN sekundn-
003      (3.5)
004 SZ zwEI;
005      (0.59)
006 SZ EINS; $(.) %du kannst,
      mg -->$
      js %greift vor sich
007 SZ $lo:s hau REIN.
      mg $kaut langsamer weiter--->
008      %(0.24)
      js %steckt sich etwas in den Mund, kaut schnell
```

¹ Hinweise zum Transkript sowie die Konventionen, nach denen transkribiert wurde, sind im Anhang zu finden. Da auf die Konstitution des Medienprodukts im Rahmen des Beitrags nicht näher eingegangen wird, wurde die Notation der Kamerahandlungen (vgl. Keppler 2006, S. 86 ff. und 325 ff.) aus Gründen der Übersichtlichkeit aus dem Transkript herausgenommen.

```

009 SZ <<p> darfst noch zu ENDE $kaun >;
      mg                               $nickt
010      (0.52)
011 DH $maren erstick uns NICH-%
      mg $hebt die Hände
      js                               %verzieht Gesicht, wendet sich
                                         ab
012      (1.43)
013 SZ kommt (.) KOMM-
014      sie hat jetzt schon $ANDERTHALB gegessen.
      mg                               $hebt die Hände, wendet sich JS zu
015      %(1.3)
      js %würgt--->
016 SZ lass sie jetzt NICH im STI:CH,%
      js                               %Hand vor Mund, wendet sich
                                         ab
017      $(0.8)
      mg $faltet Hände, schaut JS flehend an
018 MG des SCHAFFST du.
019      (0.29)
020 JS %°hh hh°
      js %kaut
021      %(0.6)$(1.0)
      js %würgt, nimmt Hand vor den Mund
      mg      $schaut JS an, erhobene Hände--->
022 JS ((prustet))
023      %(1.0)
      js %spuckt aus--->
024 DH jörn du hast noch FUENZICH seku[nden zeit.      ]
025 SZ                                     [auf      ]
026 JS                                     %$[tut mir leid. ]
                                         %schüttelt den Kopf
      mg                                     $tätschelt JS den Rücken
027      (0.56)
028 DH [geht NICH?      ]
029 JS [tut mir leid. ]
030      (0.26)
031 JS ((spuckt aus))
032      tut mir leid (.) geht GAR nich.
033      %(0.67)
      js %nimmt Hand vor den Mund
034 JS oh GOTT.
      js ((spricht in vor den Mund gehaltene Faust, Kopf nach
         unten))

```

Abb. 1: Angewiderter Gesichtsausdruck

Abb. 2a: Würgen

Abb. 3a: Hand-vor-den-Mund-Schlagen
und Körper abwenden

Abb. 4: Durchatmen/Stöhnen

Abb. 2b: Würgen

Abb. 3b: Hand-vor-den-Mund-Schlagen
und Körper abwenden

Abb. 5: Ausspucken

Das Beispiel zeigt einen der Kandidaten, Jörn (Schlönvoigt), dem beim Versuch, das ihm vorgesetzte Essen hinunterzubekommen, offensichtlich schlecht wird, so dass er den Essensvorgang nicht vorsetzen kann. Konsequenz ist ein Schaden für die Gemeinschaft (die Gesamtgruppe bekommt nun weniger zu Essen und die bereits vollbrachte Leistung seiner Mitstreiterin ist nichtig). Jörn hat also das Face-Work-Problem, sein erwartungsdiskrepantes Handeln für andere nachvollziehbar zu machen (zu ‚erklären‘). Dabei lässt eine Kombination körperlicher und sprachlicher Vollzüge den Abbruch gerechtfertigt erscheinen und zwar in einer bestimmten Zeitfolge: Bevor die Sprache zum Einsatz gelangt, (re)agiert zunächst sichtlich der *Körper* (S11–23), und zwar in zwei Zyklen auf allen Ebenen nonverbaler Manifestation wie sie Fiehler (1990) differenziert hat (die Nummerierung verweist auf die oben abgedruckten Standbilder): In einem ersten Zyklus folgen auf den angewiderten Gesichtsausdruck (Abb. 1) Würgen (Abb. 2a), Hand vordrücken und Mund schlagen und Körper abwenden (Abb. 3a), worauf ein Durchatmen/Stöhnen (Abb. 4) erfolgt, seinerseits gefolgt von einem zweiten, neuansetzenden und verkürzten Zyklus (Abb. 2b/3b), der schließlich durch das Ausspucken (Abb. 5) sein Ende findet.

Dabei ergeben die körperlichen Vollzüge eine als Ekel/Brechreiz ‚lesbare‘ *Symptomatik*. Zudem verweist die Art der Manifestation als ‚körperliche Widerfahrnisse‘, die zunehmend eigendynamischer werden, auf einen sich aufschaukelnden ‚Kampf‘ zwischen Körper und seinem ‚Besitzer‘, den Letzterer schließlich verliert.

Die *Sprache* setzt erst nach Abklingen der körperlichen Vollzüge ein (S26–33) und re-kontextualisiert das körperliche Geschehen, indem dieses expliziter ‚erklärt‘ (*accountable* gemacht) wird. Jörn produziert drei sprachliche *accounts*:²

² Zu ‚accounts‘ siehe Garfinkel (1967) sowie Heritage (1984).

1. Mit „*Tut mir leid*“ (S26, 29, 31) entschuldigt er sich, wobei die Entschuldigung zwei Ansatzpunkte hat, die wiederum zueinander in einer Entschuldigungsbeziehung stehen: Erstens entschuldigt er seine Körperreaktionen selbst, wodurch er ihr den Status eines körperlichen Kontrollverlusts zuweist; hierfür spricht die unmittelbare, dreifache und wahrnehmbar von den körperlichen Reaktionen ‚gezeichnete‘ Produktion (gehaucht, atemlos etc.). Zweitens ist aber genau dieser Kontrollverlust selbst geeignet, sein ‚Verhalten‘ und dessen Konsequenzen, nämlich die verlorene Prüfung und das von der Moderatorin (SZ) erwähnte ‚Im-Stich-lassen‘ (S16) seiner Mitstreiterin, in eine Distanz zu ihm als zurechnungsfähigem Akteur zu bringen und damit den Abbruch der Prüfung insgesamt zu entschuldigen.
2. Mit „*geht gar nicht*“ (S31) greift er eine Formulierung des (im Bild nicht sichtbaren) Moderators (DH, S28) auf, die die Konsequenz (nämlich den Abbruch) des zuvor wahrnehmbaren körperlichen Geschehens damit begründet, dass eine (subjektive/körperliche) *Grenze* erreicht war, die trotz ernsthaften Bemühens nicht überschritten werden konnte; Verifikations-Grundlage hierfür ist wiederum der zuvor sichtbar gewordene ‚Kampf‘ gegen die Eigendynamiken des eigenen Körpers.³
3. Mit der Exklamation „*Oh Gott*“ bringt er schließlich affektive und evaluative Aspekte zum Ausdruck, die auf den *Widerfahrnscharakter* und die Intensität der vorangegangenen körperlichen Vollzüge verweisen. Dabei sind solche „*response cries*“ (Goffman 1981b) als Situationskommentare zu verstehen, die gerade daraus ihre Überzeugungskraft gewinnen, dass sie ‚herausplatzen‘, sich Affekte also gewissermaßen ein ‚sprachliches Ventil‘ suchen.

Pragmatisch erreicht Jörn damit insgesamt eine Entschuldigung, die auf Umstände abhebt, die der Akteur selbst nicht zu verantworten hat. Nach Scott/Lymann (1976) handelt es sich dabei um eine von vier typischen Formen der Entschuldigung, nämlich solche, die auf den Körper und seine natürliche Ausstattung rekurren und dadurch „der Körper und seine inneren Prozesse etwas vom Status des Fremden [haben] [...]“ (ebd., S. 79). Entscheidend im vorliegenden Fall ist aber, dass die sprachlichen *Accounts* den Körper als Moment der Entschuldigung nicht bloß – gewissermaßen ‚referenziell‘ – in Anspruch nehmen, sondern die vorangegangenen körperlichen Prozesse selbst – also gewissermaßen ‚perfor-

³ Austin (1977, S. 26f.) sprach hier von Anwendungsbeschränkungen bestimmter Entschuldigungsadverbien.

mativ‘ – die nachfolgenden sprachlichen Festlegungen *authentifizieren*. Zentral hierfür ist das Verständnis des Phänomens ‚Würgen‘ als reflexartige Reaktion und damit die Zuschreibung eines *Tätigkeitsmodus*, der *nicht mehr als Praktik* im oben skizzierten Sinn verstanden werden kann. *Körper und Sprache* stehen hier also in einem wechselseitigen Bezugsverhältnis: Während die Sprache das vorgängige körperliche Geschehen rückwirkend vereindeutigt, schafft sie dadurch zugleich die Grundlage, es handlungsfunktional als „Verankerung“ (Goffman 1977, S. 275–330) ihrer eigenen Behauptungen effektiver in Anspruch nehmen zu können.

3.2 Systematisierung

Wie deutlich wurde, erscheinen bestimmte, rein körperlich verfasste Ereignisse der willentlichen Kontrolle von Akteuren entzogen, so dass sie als *körperlich-eigendynamische Phänomene* erscheinen, die teilnehmerseitig nicht mehr als Praktik begriffen werden und zwar umso weniger, je enger das Phänomen eingegrenzt wird. Heruntergebrochen auf einzelne körperliche Funktionalitäten ist etwa leicht einsichtig, dass der Würgereflex – sofern man unterstellt, er sei nicht fingiert – als Praktik missverstanden wäre: Er läuft als Teil der funktionellen Körperausstattung automatisch ab, ist daher der Kontrolle und der Auswahl des Akteurs weitgehend entzogen, geschieht nicht in kommunikativer Absicht, wurzelt in biologischen und nicht in sozialen Ursachen und ist daher hinsichtlich seiner Konstitution mit Max Weber (1980) als ‚sinnfremd‘ zu begreifen.

Obwohl solche körperlich-eigendynamischen Phänomene also schwerlich als Praktik zu fassen sind, sind sie aber sequenziell und kontextuell in Praktiken eingebunden, was wiederum mit der Brennweite beziehungsweise der *Granularität* zusammenhängt, mit der Praktiken in den Blick genommen werden können. Systematisch lassen sich *vier Ebenen* (Einzelvollzüge, Prozesse, Sequenzen, Rahmen) unterscheiden:

Versucht man *erstens Einzelvollzüge* in den Blick zu nehmen, entsteht die Schwierigkeit, dass sich einzelne Einheiten hinsichtlich ihres Tätigkeitsmodus nicht klar voneinander abgrenzen lassen. Einmal – wie im gezeigten Fall deutlich wurde – deshalb, weil körperliche Eigendynamiken und Unterdrückungs- bzw. Kontrollhandlungen *parallel* laufen (so werden etwa gleichzeitig zum aufkommenden Ekel soziale Etiketten bedient, z.B. durch Abwenden, Hand vor den Mund halten usw.). Zum anderen weil körperliche Prozesse immer auch *moduliert*, d.h. in Teilen gespielt, vorgetäuscht und übertrieben, aber auch unterdrückt werden können. Das heißt, tatsächlich hat man es mit einer *simultanen Gemengelage* funktionell-körperlicher, motorischer, ritueller und theatraler (*display rules*

oder Ausdrucksregulation)⁴ Tätigkeitsmodi zu tun, deren Zusammenspiel – insbesondere in Hinblick auf Eigendynamik und Design – intransparent bleibt.

Schaut man *zweitens* auf den *zeitlichen Prozess* lässt sich ein bedingendes *Davor (Prä)* sowie ein als Folge zu begreifendes *Danach (Post)* bestimmen. Mit Blick auf das ‚Prä‘ wird im gezeigten Fall das Kernphänomen (Würgen) durch Nahrungsaufnahme gezielt angesteuert und durch rituelle und kontrollierende Begleithandlungen flankiert, was zeigt, dass es sowohl erwartbar war als auch vom Akteur (zumindest in Grenzen) für bearbeitbar gehalten wird (etwa durch Konzentration/Einsatz bestimmter Körpertechniken, langfristig durch Gewohnheit/Training). Erst durch dieses spezifische ‚Prä‘ ergibt sich der für das ‚Post‘ entscheidende Eindruck eines ‚Kampfes‘ mit dem Körper, welcher im Würgereflex seinen nach außen hin sichtbaren Höhepunkt hat und durch das Ausspucken, das hier gleichbedeutend mit dem Abbruch der Prüfung ist, sein Ende findet. Diese, sozial als ‚Scheitern‘ zu begreifende Folge wird – wie oben dargelegt – zwar sprachlich ‚erklärt‘, die ‚schlimmstmögliche Deutung‘ für das Face des Akteurs (Goffman 1971) wird aber durch die sichtbar gewordene Körperlichkeit der Vollzüge abgewendet, so dass man es hier mit einem zweischrittigen, in sich verschachtelten „korrektiven Austausch“ (Goffman 1974, S. 138 ff.) zu tun hat, bei dem zunächst das Würgen als Kontrollverlust entschuldigt wird (1 Stufe), wodurch zugleich das ‚Scheitern‘ in einem anderen Licht erscheint (2. Stufe). Hierdurch erhält das Körperlich-Eigendynamische einen systematischen Platz innerhalb sozialer Abstimmungsprozesse.

Schaut man *drittens* auf *Reaktionen und interaktive Konsequenzen* rücken Sinnzuschreibungen ins Zentrum: Voraussetzung für den Erfolg der ‚Korrektur‘ ist, dass andere das Kernereignis (Würgen) innerhalb eines „natürlichen Rahmens“ (Goffman 1977, S. 31 ff.) wahrnehmen, es also ‚kosmologisch‘ in der ‚Sphäre der Natur‘ verorten. Dass genau das im besprochenen Fall geschieht, zeigen sehr schön die Kommentare der Moderatoren: Sie vollziehen einen Wechsel der Interpretation von schuldfähigem Handeln (‚im Stich lassen‘) über willentlich ausreizbare Körperbeherrschung (‚Anfeuerung‘) bis hin zu ‚höherer Gewalt‘ (‚geht nicht‘), was wiederum den Erfolg des ‚korrektiven Austauschs‘ bestätigt. Die Grenze zwischen Handeln und Verhalten steht also nicht fest, sondern wird innerhalb laufender Interaktionsprozesse verhandelt. Geht man auf diese Weise den Grenzziehungen der Teilnehmenden selbst nach, lassen sich essenzialistische Verkürzungen sozialkonstruktivistisch auflösen, wie etwa Knoblauch in seinem 2004 erschienenen Artikel „Kulturkörper“ argumentiert.

4 Vgl. hierzu Ekman/Friesen (1969, S. 70 ff.) sowie Fiehler (1990, S. 96 ff.).

Viertens findet das Gesehene im *Rahmen einer Fernsehsendung* statt und ist erwartbarer Inszenierungsbaustein eines spezifischen Fernsehformats, das Ekel typischerweise durch die gezielte Brechung von Nahrungstabus evoziert. Hierdurch werden typische Situationen (Wettkampf-Spiele) mit erwartbaren Strukturen (Personenkonstellationen, Beteiligungsrollengefüge, Aufgaben/Anforderungen, Spielregeln, Konsequenzen/Sanktionen etc.) geschaffen, die sich in entsprechenden ‚Ethnokategorien‘ (Günthner/Knoblach 1997) niederschlagen (hier etwa: ‚Dschungelprüfung‘), und in deren Zentrum die gezielte Funktionalisierung des Körpers steht. Anders als in alltäglichen Situationen, wo körperliche Reaktionen häufig taktvoll übergangen werden,⁵ sind sie hier qua Rahmung (‚Essensprüfung‘) nicht nur Teil sondern Anlass der Situation. Der mediale Rahmen nimmt auf diese Weise die Grenzziehungsproblematik zwischen Praktik/Nicht-Praktik reflexiv in Anspruch, was wiederum zeigt, dass diese Grenze für Teilnehmende, Medienmachende und Zuschauende gleichermaßen relevant ist.

Die Variation unterschiedlicher Granularitätsniveaus hat gezeigt, dass Nicht-Praktiken durch die Einbettung in ihren sequenziellen Kontext eine Sinnstruktur erhalten, die ihr Auftreten funktional zuordenbar macht und sie als Teil höher aggregierterer Praktiken erscheinen lässt, hier etwa als eine ‚Praktik des Anessens gegen Ekel‘. Längerfristig können solche Praktiken wiederum ‚Anpassungspraktiken‘ hervorrufen, die ihrerseits auf die mediale Inszenierung reagieren: Ein Beispiel hierfür sind so genannte Reality-TV-Ratgeber, die Tipps zur Körperkontrolle geben, wie der Ratgeber „The Reality TV Handbook“ (Saade/Borgenicht 2004, S. 146 ff.), wo ein Kapitel mit dem Titel „How to eat almost anything“ zu finden ist, das Hinweise gibt, wie solche ‚Prüfungen‘ besser zu meistern sind (siehe Abb. 6).

Dies verweist auf die Institutionalisierung solcher Praktiken im Wissensvorrat einer Gesellschaft (im Sinne kommunikativer Gattungen),⁶ einer Praktik bzw. Gattung allerdings, in deren Zentrum Vollzüge stehen, die als solche mit dem Praktikenkonzept kaum mehr zu fassen sind.

5 Goffman (1977, S. 224 ff.) sprach hier etwa vom ‚disattended track‘.

6 Vgl. Luckmann (1986), Günthner/Knoblach (1997).

Abb. 6: Auszug aus „The Reality-TV Handbook“ (Saade/Borgenicht 2004, 146 f.)

4 Von der Sprache zum Körper: Differenzierung des Praktikenkonzepts

Wie die obigen Erörterungen und insbesondere auch das Beispiel gezeigt haben, setzt der Körper der Verwendung des Praktiken-Konzepts eine Grenze, da hier eine Verbindung zur sinnhaften Orientierung von Agierenden kaum mehr herzustellen ist. Gleichzeitig wurde aber auch deutlich, dass solche außerhalb des Praktikenkonzepts zu veranschlagenden Vollzüge in größere Sinnzusammenhänge eingebettet sind, die es wiederum erlauben, insgesamt von Praktiken zu sprechen. Ich möchte nun abschließend argumentieren, dass der Perspektivenwechsel von *sprachlichen Praktiken* (4.1) zu *körperlichen Vollzügen* die Frage nach dem Tätigkeitsmodus unterstellter Praktiken zunehmend virulenter werden lässt (4.2), was es schließlich erforderlich macht, Rechenschaft darüber abzulegen, welche Tätigkeitsmodi Praktiken umfassen (sollen) bzw. wo Praktiken enden (sollen) (4.3).

4.1 Sprachliche Praktiken als ‚clear case‘

Das obige Beispiel hat gezeigt, dass eine Differenz zwischen sprachlichen Praktiken und körperlichen Vollzügen darin besteht, dass sprachliche Praktiken qua Verwendung des Mediums ‚Sprache‘ immer auch Kommunikations- und Handlungscharakter haben. Folgt man Luhmann (1997), bleibt so genannte nonverbale Kommunikation diffus, während „Sprechen [...] ein auf Kommunikation spezialisiertes, für diese Funktion ausdifferenziertes und dadurch in seiner Wahrnehmung sehr auffälliges Verhalten [ist]“ (ebd., S. 211), was dazu führt, „dass weder der Sprecher noch der Hörer [...] den Tatbestand der Kommunikation als solchen leugnen [kann]“ (ebd., S. 212). Sprachliche Praktiken kollidieren daher mit der aktivitätsfunktionalen Grundanlage des Praktiken-Konzepts nicht. Eben gerade das gilt für körperliche Vollzüge nicht, da sie aufgrund ihrer konstitutionslogischen Verfasstheit (organisches System) und damit zusammenhängender Medialität (Körper/Ausdruck) immer an der Grenze von Semiotizität und Kommunikation operieren: Während die gesprochene *Sprache* lautlich-akustisch mit diskreten und arbiträren Zeichen operiert und ihre Hervorbringung sprachlichen Erzeugungsregeln unterworfen ist, die es erlauben, propositionale Bedeutungen und aktionalen Sinn (mehr oder weniger) konventionalisiert zuzuschreiben, gilt das für *Körperbewegungen* nicht. Vielmehr ist der Körper als multimodal verfasstes und vor allem zunächst visuell und damit holistisch zugängliches Phänomen⁷ im Gegensatz zur Sprache zunächst *kein* Kommunikationsmedium (obwohl als solches beobachtbar), sondern die Einheit aus dauerhaftem Objekt der materialen Umwelt und erlebendem Subjekt.⁸ Im Gegensatz zur Sprache ‚liegt‘ der Körper daher zunächst als sinnliches Ereignis ‚vor‘ und nicht bereits als sprachliche Typisierung (Soeffner 1979). Der Umstand also, dass der Körper zuallererst (wahrnehmbarer) *Organismus* ist und daher dessen zentrale Funktion – ganz im Gegensatz zur Sprache – *nicht* die der Kommunikation ist, bringt es mit sich, dass Körper bzw. dessen Bewegungen und Zustände mit unterschiedlichsten Sinnzuweisungen belegt werden können: Grundlegend ist festzuhalten, dass der Körper

- als ‚Körperding‘ sein ‚Träger‘ ist (Aussehen, Identität, Identifizierbarkeit) und
- als biologischer bzw. sozial geprägter Organismus bestimmte Bedürfnisse und Belastungsgrenzen sowie spezifische Reaktionsmuster und Verhaltensbeschränkungen *hat*.

⁷ Vgl. Langer (1992), die zwischen präsentativ (visuell/bildlich bzw. gestalthaft) und diskursiv (sprachlich) unterscheidet.

⁸ Plessner (1975) [1928], S. 294) sprach hier von ‚Leib-Sein‘ und ‚Körper-Haben‘.

Beides stellt dann Grundlage für Inferenzprozesse dar, die die Semiotizität bzw. Kommunikativität des Körpers in Anbetracht seiner Verfasstheit als organisches System reflexiv in Rechnung stellen, und zwar in dreierlei Hinsicht:

- Der Körper ist *erstens Display*, d.h. seine Oberfläche hat Anzeichenqualität in Hinblick auf innere (vegetative/mentale) Prozesse und Zustände (hierauf hat insbesondere Goffman 1969, 1971, 1981a hingewiesen; vgl. hierzu auch Willems 1997 sowie Raab/Soeffner 2005).
- *Zweitens* ist der Körper aufgrund dieser Ausdrucksinformativität auch *Inszenierungsmedium* und damit Produzent von (Dis-)*Simulationen* (etwa gespielter/unterdrücktes Weinen; vgl. Willems 1997; Hahn 2000, 2002).
- *Drittens* aber markiert der Körper aufgrund seiner konstitutionslogischen Verfasstheit als Organismus *Darstellungsgrenzen*, die sich im Spannungsfeld körperlicher Eigendynamiken und habituellen Dispositionen auf der einen und aktiven (diachronen wie synchronen) Kontroll- und Steuerungsversuchen auf der anderen Seite bewegen. Drei Bereiche sind hier von Bedeutung:
 - a) Schwer- bzw. Nicht-Darstellbares (wie etwa Erröten);
 - b) Schwer- bzw. Nicht-Unterdrückbares (wie etwa Brechreiz);
 - c) ‚Organische Folgenhaftigkeit‘ (Verletzungen, Schmerz, Krankheit, Ermüdung, Bedürfnisse wie Hunger/Durst usw.).
- *Viertens* ist der Körper schließlich auch *Kommunikationsmedium*, insofern er zur Hervorbringung eindeutig kommunikativer Zeichen eingesetzt wird (etwa als ‚Sprechkörper‘), dadurch selbst aber als Zeichenproduzent in den Hintergrund tritt, ohne jedoch oben erwähnte Anzeigeeigenschaften zu verlieren (vgl. hierzu grundlegend Geser 1990).

Aus dem Zusammenspiel dieser vier Parameter – Display, Inszenierung, Darstellungsgrenzen und explizite Kommunikation – ergibt sich die spezifische Kommunikativität des Körpers, nämlich dass Körperausdruck als Anzeichen gelesen werden kann, dessen spezifische Informativität gerade darin liegt, dass keine Mitteilungsabsicht zugeschrieben wird. Grundlage hierfür sind alltagsweltliche Körper- und Authentizitätstheorien, die die Basis für eine interaktive Verhandlung der Grenze von Handeln und Verhalten abgeben. Wie im obigen Beispiel gezeigt, eignet sich der Körper daher hervorragend als ‚natürliche Quelle‘ der Verantwortungsdiffusion, ein Authentifizierungseffekt, der sich mit Sprache schwerer erzielen lässt, da diese immer als Kommunikation wahrgenommen wird und daher Phänomene eher behauptet als verkörpert.

4.2 Fraglicher Tätigkeitsmodus im ‚practice turn‘

Fokussiert man nun nicht auf Sprache, sondern auf den Körper als ‚Träger‘ von Praktiken, wie es der so genannte ‚*practice turn*‘ vorschlägt (vgl. Schatzki/Knorr Cetina/Savigny (Hg.) 2001), verliert der Gebrauch des Praktiken-Konzepts seine Eindeutigkeit. Wird jegliche Körperbewegung als Praktik gefasst, entsteht das Problem, Unterschiede, die für Teilnehmende relevant sind, nicht mehr benennen zu können, etwa inwieweit ein Verhalten als aktEURsgesteuert gelten kann oder nicht. Wie oben exemplarisch gezeigt wurde, macht es für die Teilnehmenden an einer Praxis einen bedeutsamen Unterschied, ob sie Verhalten als nicht oder nur bedingt kontrollierbar, als kommunikativ/nicht kommunikativ oder als mehr oder weniger wissens- und damit erfahrungsbasiert zurechnen. Solche Zurechnungen sind – wie gezeigt wurde – u.a. ausschlaggebend für die Zuschreibung von Schuld und Authentizität. Insofern hilft die immer wieder zitierte Fassung des Praktikenbegriffs als „nexus of sayings and doings“ bei Schatzki (1996, S. 89) wenig weiter, so dass Bongaerts (2008) zu der Einschätzung gelangt, dass „für eine ‚Theorie sozialer Praktiken‘ weitgehend ungeklärt ist, was für einen Tätigkeitsmodus soziale Praktiken bezeichnen sollen“ (ebd., S. 224).

Entscheidend hierbei ist die *Granularität*, mit der beobachtet wird. Denn die Ränder von Praktiken profilieren sich erst durch Detaillierung: Je granularer man beobachtet, desto virulenter wird das Problem einer Differenzierung von Tätigkeitsmodi. Während *Praxistheorien* mikroskopische Zugriffe dadurch vermeiden, dass sie den Fokus weit halten und entsprechend von Praxisformationen und Praxiskomplexen (Hillebrandt 2014), ‚Geflechten‘ bzw. ‚Verknüpfungen‘ (Latour 2010, S. 375), ‚Feldern‘ (Bourdieu 1996) oder – wie Schatzki (1996) – von einem ‚Nexus‘ sprechen, können *auf Sprache und Kommunikation zentrierte Ansätze* kleinteiliger vorgehen, da ihre sprachlich verfassten Phänomene auch in mikroskopischer Perspektive als Praktiken begreifbar bleiben.

Fokussiert man allerdings auf *Interaktion in ihrer multimodalen Gesamtgestalt* wird der Körper dergestalt zum Problem, dass im Einzelfall kaum zu entscheiden ist, ob von einer Praktik die Rede sein soll oder nicht (bzw. welcher Tätigkeitsmodus dem beobachteten Phänomen unterstellt werden kann) – und das umso mehr, je multimodaler *und* mikroskopischer man beobachtet. Trotz oder gerade wegen dieser Schwierigkeiten ist es entscheidend, den Praktikenbegriff differenziert zu verwenden, was im nächsten Abschnitt geschehen soll.

4.3 Differenzierungen des Praktikenbegriffs

- *Tätigkeitsmodi*: Wie ich argumentiert habe, wurzelt der Praktikenbegriff in der Vorstellung menschlicher Aktivität, was sowohl einen Moment der Wahlfreiheit (vgl. Linke 2011) als auch eine grundsätzlich sinnhafte, jedoch nicht zwingend diskursiv verfügbare Orientierung unterstellt, die ihrerseits wiederum in gesellschaftlichen Problemlösungen wurzelt. Tätigkeiten, die nun in sinnfremder Weise kausal bedingt scheinen, lassen sich daher kaum mehr als Praktiken begreifen. Um diese Grenzen ‚nach unten‘ zu erfassen, ist eine Differenzierung von Tätigkeitsmodi notwendig, die ‚natürliche‘ und akteursbedingte Ursachen als Endpunkte eines Kontinuums begreift, innerhalb dessen Tätigkeiten als mehr oder weniger reflexartig, beherrschbar, habituell, manipulierbar, beabsichtigt, kommunikativ, demonstrativ etc. zu konzipieren sind. Anschlussfähig hieran sind Modelle, wie sie etwa von Ekman/Friesen (1969) formuliert wurden, aber auch theatralitätssoziologische Stufenmodelle, die etwa zunächst grundsätzlich zwischen Ausdruck, Darstellung und Inszenierung unterscheiden (vgl. Willems 2009).
- *Kommunikationsprozess und Zuschreibung*: Solche unterschiedlichen Tätigkeitsmodi werden nun anhand von Zuschreibungsleistungen rekonstruierbar. Die kommunikative Inanspruchnahme entsprechender Differenzierungen (wie im Beispiel: ‚geht/geht gar nicht‘) kann als Beleg für die prinzipielle Relevanz solcher Deutungen gelten; der je konkrete Umgang zeigt, wie entsprechende Tätigkeiten konkret verortet werden (etwa im Spannungsfeld von beherrschbar und eigendynamisch).
- Der *Körper* fungiert dabei als „Stopp-Bedingung“ (Winkler 1999, S. 212), da er menschlichem Ausdrucks- und Gestaltungswillen objektive Grenzen setzt. Gleichzeitig ist er aber in Maßen beherrschbar, formbar und trainierbar, so dass Darstellungsgrenzen immer relativ bleiben. Hahn (2000, S. 356) sprach daher von einer „begrenzten Undomestizierbarkeit“ des menschlichen Körpers. Insgesamt ist daher Knoblauch (2005) zuzustimmen: „Dass der Körper als eine Grenze erfahren wird, steht [...] außer Frage; nur wie diese Grenze gezogen wird, ist Gegenstand gesellschaftlicher Konstruktion“ (ebd., S. 109).
- *Inszenierungsresistenzen*: Aus dieser Grenze ergeben sich Inszenierungsresistenzen, verstanden zum einen als körperliche Gestaltungshindernisse⁹ sowie

⁹ Die ‚Zählebigkeit‘ materialer und körperlicher Dimensionen innerhalb von Darstellungen (Spielen, Inszenierungen, Aufführungen etc.) fasste Goffman (1977) als „Basiskontinuität“ (ebd., S. 316 ff.) und thematisierte damit die Art und Weise, wie ‚Rahmen‘ in ihre Umwelt ‚eingebaut‘ sind (vgl. hierzu auch Willems 1997).

zum anderen als eine komplementär darauf bezogene Schauspielkunst, die sich an solchen Grenzen abarbeitet. An diesem Übergang zu naturwissenschaftlichen Phänomenen kommt die Vorstellung sozialer Konstruktion an eine Grenze, da zwar die Umgangsweisen sozial bleiben, das ‚Material‘ mit dem umgegangen wird, sich aber in Teilen sozialer Konstruktion entzieht. Dies gilt nicht bloß für den hier fokussierten Bereich televisueller Funktionalisierungen von körperlichen Eigendynamiken, sondern lässt sich auf alle Bereiche ausweiten, die sich – in der einen oder anderen Weise – an den Rändern sinnhaft orientierten Handelns bewegen. Das betrifft etwa Interaktionen, in denen der Körper und sein Ausdruck fokal gesetzt sind, etwa in ärztlichen Untersuchungen oder Arzt-Patient-Gesprächen (vgl. Heath 1986, 2012) oder in Schauspiel und Performance (vgl. Fichter-Lichte 1998; Schechner 2006), aber auch etwa die Interaktion mit kleinen Kindern, Geisteskranken (vgl. Ribeiro 1993) sowie Tieren (vgl. Keppler 2012). Waldenfels (1980) hat daher vorgeschlagen, sinnorientiertes Tun – oder wie man auch sagen könnte: Praktiken – nicht von kausal bedingten Tätigkeitsformen abzusetzen, sondern sie innerhalb eines Bereichs von kausal bedingten Verhaltensmöglichkeiten und materialen Ressourcen anzusiedeln, in dem sie operieren und funktionieren.

- Eine *Überformung* von Körperprozessen ist durch (Dis-)Simulationen allerdings immer möglich, wodurch sie ihren Status als ‚Nicht-Praktik‘ verlieren (etwa ein gespieltes Würgen). Aber auch Praktiken können ihrerseits reflexiv verwendet werden. Markiert der Körper eine ‚untere Grenze‘, so lässt sich die *Inszenierung von Praktiken* als eine ‚obere Grenze‘ begreifen, da hier aufgrund der Distanz zum ‚Diskursiv-nicht-Verfügbaren‘, auf welche der Praktikenbegriff im Kern zielt, explizite Darstellungs-Strategien unterstellbar sind. Hierdurch verändert sich sowohl ihr Realitätsstatus als auch ihre Wahrnehmung als ‚authentisch‘, da mit zunehmendem Reflexionsgrad auch die Möglichkeiten zunehmen, ‚unwahre‘ Darstellungen zu produzieren. Insofern bedeutet die Grenze ‚nach oben‘ – anders als die durch den Körper markierte Grenze ‚nach unten‘ – keine Kollision mit der grundsätzlichen Orientierung an Aktivitäten/Akteuren. Wohl aber eine Aufhebung der Verwurzelung im ‚praktischen Bewusstsein‘ und eine sukzessive Überführung in diskursiv verfügbares Wissen.¹⁰ Das heißt, sobald Praktiken strategisch eingesetzt werden, verändern sich nicht nur die Praktiken selbst, sondern auch deren Rekonstruktion grundsätzlich (so sind diskursiv verfügbare Praktiken etwa erfragbar).

¹⁰ Zur Unterscheidung von praktischem und diskursivem Bewusstsein vgl. Giddens (1995).

- *Beide Grenzen* – so habe ich versucht zu zeigen – sind Bestandteil von Reality-TV-Formaten und erzeugen ein Spannungsfeld gegenläufiger Authentizitätsbewegungen (Körper als Realitätsgarant/Inszenierung als Verdachtsmoment), das wiederum typisch für die öffentliche Wahrnehmung solcher Formate als Hybride ist. Und erst die Reflexion unterschiedlicher Tätigkeitsmodi bzw. Reflexionsstufen und damit eine differenzierte Verwendung des Praktiken-Begriffs vermag eine solche Einschätzung analytisch zu fundieren.

5 Ausblick

Der Blick auf die *Ränder des Praktikenkonzepts* hat Folgendes gezeigt:

1. Die Differenzierung unterschiedlicher *Tätigkeitsmodi* ist Voraussetzung für die angemessene Erfassung des analysierten Phänomens.
2. Erreichbar ist sie nur über die Rekonstruktion faktischer *Zuschreibungsleistungen* und damit verbundener Alltagstheorien.
3. Dabei erlaubt die Berücksichtigung unterschiedlicher *Granularitätsniveaus* die Rekonstruktion spezifischer Bedingungskonstellationen, die ein stabiles (Praktiken-)Gerüst für als Nicht-Praktiken zu begreifende Phänomene abgeben.

Mit Blick auf *Sprache* ist zudem dreierlei deutlich geworden:

1. Sprachliche Praktiken erscheinen – zumindest was die Frage der Zurechnung als Praktik betrifft – als ‚*clear case*‘, was – jedenfalls aus soziologischer Sicht – deswegen erstaunlich ist, weil gerade sozialwissenschaftliche Praxistheorien in ihrem Bemühen, ‚Praktiken‘ zu fassen, häufig für eine Umorientierung von Sprache auf Körper plädieren. Gerade das erzeugt aber – wie ich versucht habe zu zeigen – die grundsätzliche Problematik, wo das Praktikenkonzept seine Grenzen haben soll. Hierauf geben Praxistheorien gerade keine Antwort. Dies hat zwei Gründe: Erstens rangieren Praxistheorien – wie oben unter Punkt 4.2 dargelegt – häufig auf einem *mittleren Granularitätsniveau* (in der Einleitung des Bandes wird von einem *makrostrukturellen Gattungsniveau* gesprochen), wodurch kleinteiligere Formen im Sinne von ‚Handlungs-Bausteinen‘ (die Einleitung des Bandes spricht von einem *mikrostrukturell-konversationsanalytischem Niveau*)¹¹ erst gar nicht in den Blick geraten. Beides hängt zweitens mit der spezifischen Konzeption von Praxistheorien

¹¹ Vgl. hierzu Schegloff (1997), Heritage (2010) sowie Selting (in diesem Band).

zusammen, die Praktiken nicht als innerlich motivierte äußerlich beobachtbare Tätigkeiten, sondern als integrierte generative Struktur (als Habitus, als Dispositionen, als Ideologien etc.) verstehen (in der Einleitung des Bandes wird von einem *superstrukturell-diskurstheoretischen Niveau* gesprochen), wodurch Wissen und tätige Ausführung als zwei Seiten einer Medaille erscheinen.¹²

2. Abhilfe schafft hier die *Sprache*, da ihr eine entscheidende Rolle bei der Zuschreibung und damit Verdeutlichung von Grenzen zukommt. Wie der obige Fall gezeigt hat, erhält das körperliche Geschehen erst durch die sprachliche Verarbeitung seinen spezifischen Sinn als Herausforderung (etwa durch Mut-zu-sprechen), als Überwindungsaufgabe (etwa durch das ‚Anfeuern‘) und schließlich als Kontrollverlust (‚tut mir leid‘), als Entlastungsgrundlage (‚geht gar nicht‘) und als Widerfahrnis (‚Oh Gott‘). Das heißt: Erst im Medium der Sprache wird der Status, den die körperlichen Ereignisse für die Teilnehmenden haben (sollen), interaktiv hergestellt und dadurch in seinen Nuancen überhaupt zugänglich.
3. Sprache erschien jedoch zugleich als Medium relativ unvermittelten *Affekt-ausdrucks* (im Beispiel als *response cry* ‚Oh Gott‘), was zeigt, dass die Sprache den Körper nicht nur rückwirkend ‚erklärt‘ und ‚verortet‘, sondern umgekehrt sich der Körper auch in Form lautlicher Reaktionen (quasi-)sprachlichen Ausdruck verschafft. Allerdings ist auch dieser Ausdruck – folgt man Goffman (1981b) – als konventionalisierter situationeller Interpretationshinweis zu begreifen, der seine spezifische Informativität eben wiederum gerade daraus zieht, dass er als körperlicher Impuls erscheint.¹³

Zusammengenommen dürfte deutlich geworden sein, dass mit zunehmender Körperlichkeit von Vollzügen das Praktikenkonzept problematisch wird und dass es die Sprache ist, die – gerade auch für die Interaktions-Teilnehmenden selbst – ‚für Klarheit sorgt‘, während es der Körper ist, der solche ‚Klarheiten‘ dann wiederum ‚material‘ absichert oder authentifiziert. Voraussetzung hierfür ist allerdings eine Verortung solcher Vollzüge jenseits einer unterstellten Praktiken-Grenze.

¹² Dies trifft sowohl auf Bourdieus (1987) Verständnis von Habitus als auch auf Schatzkis (1996) Verständnis von Handlung als zuschreibungslogische Form zu.

¹³ Siehe hierzu auch Ehlich (1985) sowie Scherer (1977).

Literatur

- Austin, John L. (1977): Ein Plädoyer für Entschuldigungen. In: Meggle, Georg (Hg.): Analytische Handlungstheorie. Bd. 1: Handlungsbeschreibung. Frankfurt a.M., S. 8–42.
- Barkhaus, Annette (2001): Körper und Identität. Vorüberlegungen zu einer Phänomenologie des eigensinnigen Körpers. In: Karoß, Sabine (Hg.): Tanz, Politik, Identität. Münster, S. 27–50.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.
- Bongaerts, Gregor (2007): Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. In: Zeitschrift für Soziologie 36, S. 246–260.
- Bongaerts, Gregor (2008): Verhalten, Handeln, Handlung und soziale Praxis. In: Raab, Jürgen et al. (Hg.): Phänomenologie und Soziologie: Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden, S. 223–232.
- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1996): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- Douglas, Mary (1986): Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt a.M.
- Ehlich, Konrad (1985): The language of pain. In: Theoretical Medicine 6, S. 177–187.
- Ekman, Paul/Friesen, Wallace V. (1969): The repertoire of nonverbal behavior: Categories, origins, usage, and coding. In: Semiotica 1, S. 49–98.
- Fiehler, Reinhard (1990): Kommunikation und Emotion: Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion. Berlin.
- Fischer-Lichte, Erika (1998): Semiotik des Theaters. Eine Einführung. Bd. 1: Das System der theatralischen Zeichen. Tübingen.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in ethnomethodology. Englewood Cliffs.
- Geser, Hans (1990): Die kommunikative Mehrebenenstruktur elementarer Interaktionen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 42, S. 207–231.
- Giddens, Athony (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a.M.
- Goffman, Erving (1969): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München.
- Goffman, Erving (1971): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt a.M.
- Goffman, Erving (1974): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt a.M.
- Goffman, Erving (1977): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung. Frankfurt a.M.
- Goffman, Erving (1981a): Strategische Interaktion. München.
- Goffman, Erving (1981b): Response cries. In: Goffman, Erving: Forms of talk. Philadelphia, S. 78–122.
- Günthner, Susanne/Knoblach, Hubert (1997): Gattungsanalyse. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen, S. 281–308.
- Hahn, Alois (2000): Kann der Körper ehrlich sein? In: Hahn, Alois: Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Frankfurt a.M., S. 353–366.
- Hahn, Alois (2002): Absichtliche Unabsichtlichkeit. In: Sozialer Sinn 3, S. 37–58.
- Heath, Christian (1986): Body movement and speech in medical interaction. Cambridge.

- Heath, Christian (2012): Demonstriertes Leiden. Die gestische (Wieder-)Verkörperung von Symptomen. In: Ayaß, Ruth/Meyer, Christian (Hg.): Sozialität in Slow Motion: Theoretische und empirische Perspektiven. Wiesbaden, S. 419–445.
- Heritage, John (1984): Garfinkel and ethnomethodology. Cambridge.
- Heritage, John (2010): Conversation analysis: Practices and method. In: Silverman, David (Hg.): Qualitative research. Theory, method and practice. London, S. 208–230.
- Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien: Eine Einführung. Wiesbaden.
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia (2004): Doing culture. Kultur als Praxis. In: Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hg.): Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld, S. 9–15.
- Keppler, Angela (2006): Mediale Gegenwart. Eine Theorie des Fernsehens am Beispiel der Darstellung von Gewalt. Frankfurt a.M.
- Keppler, Angela (2012): Tiere als kommunikative Störfälle. In: Ayaß, Ruth/Meyer, Christian (Hg.): Sozialität in Slow Motion: Theoretische und empirische Perspektiven. Wiesbaden, S. 661–677.
- Klug, Daniel/Schmidt, Axel (2014a): Körper(-Darstellungen) im Reality-TV. Herstellung von Wirklichkeit im und über das Fernsehen hinaus. In: Sozialer Sinn 15, S. 77–107.
- Klug, Daniel/Schmidt, Axel (2014b): Scripted Reality-Formate im deutschsprachigen Fernsehprogramm. Trinationale Programmanalyse und Konzeption einer kombinierten Produkt- und Produktionsanalyse. In: Studies in Communication Sciences 14, S. 108–120.
- Knoblauch, Hubert (2005): Kulturkörper. Die Bedeutung des Körpers in der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie. In: Schroer, Markus (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt a.M., S. 92–113.
- Langer, Susanne K. (1992): Philosophie auf neuem Wege: das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt a.M.
- Latour, Bruno (2010): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a.M.
- Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik. In: Wåghäll Nivre, Elisabeth et al. (Hg.): Begegnungen. Das achte Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna, 11.–13.6.2009. Stockholm, S. 23–44.
- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann, Paul R. (1996): Studienbuch Linguistik. Tübingen.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Neidhardt, Friedhelm/Lepsius, Rainer M./Weiß, Johannes (Hg.): Kultur und Gesellschaft. Sonderband 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen, S. 191–211.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Bd. 1. Frankfurt a.M.
- Mauss, Marcel (1989): Körpertechniken. In: Mauss, Marcel: Soziologie und Anthropologie. Bd. 2: Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellung, Körpertechniken, Begriff der Person. Frankfurt a.M., S. 199–220.
- Mondada, Lorenza (2014): Conventions for multimodal transcription. Internet: https://franz.unibas.ch/fileadmin/franz/user_upload/redaktion/Mondada_conv_multimodality.pdf (Stand: 6.3.2015).
- Plessner, Helmuth (1975 [1928]): Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie. 3., unveränd. Aufl. Berlin u.a. [Originalausg. Berlin 1928.]
- Polanyi, Michael (1966): The tacit dimension. Geden City, NY.

- Raab, Jürgen/Soeffner, Hans-Georg (2005): Körperlichkeit in Interaktionsbeziehungen. In: Schroer, Markus (Hg.): *Soziologie des Körpers*. Frankfurt a.M., S. 166–188.
- Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32, S. 282–301.
- Ribeiro, Branca T. (1993): Framing in psychotic discourse. In: Tannen, Deborah (Hg.): *The framing of discourse*. Cambridge, S. 77–113.
- Ryle, Gilbert (1969): *Der Begriff des Geistes*. Stuttgart.
- Saade, John/Borgenicht, Joe (2004): *The Reality TV Handbook. An Insider's Guide*. Philadelphia.
- Schatzki, Theodore R. (1996): *Social practices: A Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge.
- Schatzki, Theodore R./Knorr Cetina, Karin/Savigny, Eike von (Hg.) (2001): *The practice turn in contemporary theory*. London.
- Schechner, Richard (2006): *Performance studies. An introduction*. New York.
- Schegloff, Emanuel A. (1997): Practices and actions: Boundary cases of other-initiated repair. In: *Discourse Processes* 23, S. 499–545.
- Scherer, Klaus R. (1977): Affektlaute und vokale Embleme. In: Posner, Roland/Reinecke, Hans-Peter (Hg.): *Zeichenprozesse. Semiotische Forschung in den Einzelwissenschaften*. Wiesbaden, S. 199–214.
- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken: Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin.
- Scott, Marvin B./Lyman, Stanford M. (1976): Praktische Erklärungen. In: Auwärter, Manfred/Kirsch, Edit/Schröter, Manfred (Hg.): *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität*. Frankfurt a.M., S. 73–114.
- Selting, Magret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, S. 353–402.
- Simmel, Georg (1983): Zur Psychologie der Scham. In: Simmel, Georg: *Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl*. Frankfurt a.M., S. 140–150.
- Soeffner, Hans-Georg (1979): Interaktion und Interpretation – Überlegungen zu Prämissen des Interpretierens in Sozial- und Literaturwissenschaft. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart, S. 328–351.
- Waldenfels, Bernhard (1980): *Der Spielraum des Verhaltens*. Frankfurt a.M.
- Weber, Max (1980): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen.
- Willems, Herbert (1997): *Habitus und Rahmen. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen*. Frankfurt a.M.
- Willems, Herbert (2009): Theatralität als (figurations-)soziologisches Konzept: Von Fischer-Lichte über Goffman zu Elias und Bourdieu. In: Willems, Herbert (Hg.): *Theatralisierung der Gesellschaft. Bd. 1: Soziologische Theorie und Zeitdiagnose*. Wiesbaden, S. 75–110.
- Winkler, Hartmut (1999): Schmerz, Wahrnehmung, Erfahrung, Genuss. Über die Rolle des Körpers in einer mediatisierten Welt. In: Porombka, Stephan/Scharnowski, Susanne (Hg.): *Phänomene der Derealisierung*. Wien, S. 211–223.

Anhang

Interagierende

MG	Maren Gilzer
JS	Jörn Schlönvoigt
SZ	Sonja Zietlow
DH	Daniel Hartwich

Transkriptionskonventionen

- Sprache (fett) nach GAT2 (Selting et al. 2009)
- körperliche Vollzüge nach Mondada (2014)

Interagierendenspezifische Symbole zur Kennzeichnung des Beginns körperlicher Vollzüge

\$	MG
%	JS